

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 88.

Freitag, 16. April.

1916.

(18. Fortsetzung.)

Das adlige Greihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Genning horchte auf. In der Steinstraße verließen die Bewohner schon die Häuser? Und seine überängstliche Wirtin —? Wenn dann Verbrecher alles durchwühlten? Sein Geld, seine Taler, seine Hoffnung!

Beidenblatz, zitternd vor Aufregung stand er da. Er wußte, im Geschäft wartete man auf ihn. Die anderen Bewohner der Bohnenstraße waren schon beim Räumen der Speicher. Er mußte zurück. Aber sein Geld! Wenn er nicht ins Geschäft geht, seine Kollegen in solcher Stunde im Stich läßt, wird er sicher seine Stellung verlieren. Aber die Ersparnisse!

Und plötzlich stürzt er aus der Gaststube auf die Straße, überlegt, während er sich durch die Menge Bahn schafft, daß er ja gar nicht seine Beute beglich, aber weiter, weiter durch Gaffende, Betrunkene, Weinende, Jammernde, weiter, weiter.

Vor ihm staut sich die Menge.

Ein Haufe hat einen Mann zu Boden gerissen und will ihn verhauen.

„De Englänners, de Englänners hebbt Hamborg anstecken. Sau ein dot, den Englänner!“

Gardisten befreien den Armen.

Weiter rennt Genning über den „Berg“ an der stolzen Petrikirche vorbei. Hier ist die Luft wieder klarer, man sieht den blauen Himmel und hellen Sonnenschein. Aber all die ängstlichen Stimmen, die bang fragenden Blicke verraten, daß ein schrecklicher Druck auf der ganzen Stadt liegt. Und auch hier drängt sich die Menge. Leute schleppen oder schieben auf Karren einen armseligen Teil ihrer Habe. Und dazwischen treibt der Pöbel sein freches Spiel.

Schweigend lag hinter dem großen Vorhof das Johanneum da, als erwarte es mit klassischer Ruhe ein unabwendbares Geschick.

Weiter, weiter.

Endlich hatte Genning das Haus seiner Wirtin erreicht. Die Alte stand weinend vor der Türe.

„Gott sei Dank“, rief Liedemann, „ich fürchtete schon, Sie hätten Ihr Haus verlassen.“

„Ich will nicht, ich kann nicht — o Gott, o Gott —“

Käffer wurden polternd durch die Straße gerollt.

„Achtung. Vorsicht, Sprengpulver!“

„Will man hier schon anfangen zu sprengen?“

Einige wußte Kerle rollten ein Faß in der Alten Haus.

„Weg da, wir sollen das Haus sprengen.“ Genning rennt die steile Treppe hinan.

„Weg da, was wollen Sie?“ schreit einer der Männer.

„Einen Augenblick warten — mein Geld —“

Grinsend sehen die Kerle sich an, springen ihm nach, mit der Geldbörse in der Hand kommt ihnen Genning freudig entgegen.

„So, nun sprengen Sie den alten Kasten auseinander“, ruft er lachend.

Doch da wird er von festen Armen gepackt, er fühlt einen Schlag, sinkt hin . . .

Als er wieder die Augen aufschlägt, ist es dunkel um ihn her. Nur durch die schmalen Hinterlücken tritt der rote Schein des immer grausamer wachsenden Feuers.

Genning muß sich erst besinnen. Sein Kopf schmerzt. Mühsam versucht er sich zu erheben. Plötzlich sinkt er mit gellendem Aufschrei zurück. Sein Geld! Natürlich, wie hatte er auch glauben können, diese Kerle wären beauftragt — zu sprengen. Jammerliche Angst hatte er sich jagen lassen, und nun — sein Geld, das schöne, schöne Geld. Nun konnte er zu Paridom Butt-farken zurückgehen und Jahr für Jahr schufteten ohne Ausflüchten, ohne Hoffnungen —

Zu Butt-farken? „Gast du ihn nicht verlassen im Augenblick, als es drauf ankam? Das ist die Strafe. Aus Sorge um dein Geld hast du deine Pflicht versäumt, aus Angst um dein Geld hast du dich den Salunken verraten. Sonst — lägen deine Taler noch unaufgefunden in dem Strohhad.“

Er legte den Kopf in die innere Handfläche und weinte wie ein Kind.

Endlich erhob er sich und stieg langsam die Treppe hinunter. Auf der Bordiele lag noch das Faß — leer und hohl, wie die Gauner es in das Haus gerollt hatten.

Genning verließ in dumpfem Grübeln das Gebäude und schritt ziellos durch die Straßen.

Die Bevölkerung schien wie das Feuer immer unbändiger, wilder zu werden. Hier schrie eine Frau hinter einem Davoneilenden her: „Halt ihn, Spitzbube, halt ihn.“ Dort fand ein regelrechtes Gefecht zwischen Gardisten und einem Pöbelhaufen statt. Und Betrunkene überall.

„Der Grasfeller ist in die Luft gesprengt — der Alte Wall brennt.“

„Nah, was brennt denn nicht in Hamburg? Ganz Hamburg brennt.“

„Die Bohnenstraße?“ fragte Genning.

„Die — haha — da fragt einer nach der Bohnenstraße. Längst ein Schutthaufen, mein Lieber.“

Vor Genning stand plötzlich ein Mann mit wild flackernden Augen. „Denken Sie — denken Sie — ich hatte mir einen Möbelwagen angenommen — für mein Warenlager — und nun — sind die Kerls weggefahren — einfach weg — ich — Armer — alles verloren — Spitzbuben — Salunken —“

Genning schritt weiter durch die gräßlich erleuchteten nächtlichen Straßen.

„Nuh, diese Feuerwehr. Die Krämer haben ihre Petroleumfässer in die Fleths geschüttet, und nun spritzt die Feuerwehr mit Petroleum — mit Petroleum, haha.“

Aus dem Keller eines brennenden Hauses drang wirres Zehlen und Singen. Ein Gardist kam kopfschüttelnd heraus und sagte zu den Umstehenden: „Da unten trinken sie Sekt aus Bismheimern und wollen nicht aus dem brennenden Kasten.“

Und noch hatte Henning die Stätte kaum verlassen, da frachte das Haus ein. Ein dumpfes Stöhnen drang aus dem Keller — — —

„Der Neue Wall brennt!“

„Unmöglich.“

„Ja, nichts ist unmöglich in diesen Tagen. Über den breiten Wasserarm ist das Funkenheer gezogen, der Neue Wall steht in Flammen.“

Kranfendrehen werden durch die Straßen geschleppt. In den Fleths wimmelt es von brennenden Tonnen, Ballen und Balken.

Henning zieht wahllos von einer Straße zur anderen. In ihm ist nur das dumpfe Gefühl: „du bist arm, du bist stellenlos.“

Am einen kleinen Haufen weinender klagender Menschen tritt er heran. Sie haben sich um einen Greis geschart, in dessen langwallendem weißen Bart seltsam der rote Feuerchein spielt.

„Wir müssen stark sein, ausharren. Wer jetzt nicht die Stadt verläßt, den wird die Stadt auch nicht verlassen.“

Verlassen. Ja, daran hat Henning nicht gedacht. Nur heraus aus diesem Sodom. Wenn er doch in Gardby wäre Bei seiner alten Mutter. Mag sie mit Nauerisch Wajschwies schnacken, er will dabei stehen und erzählen von diesen schrecklichen Tagen.

Und mit kurzem Entschluß wendet er sich wieder den noch unversehrten Stadtteilen zu.

Speersort — noch reden die Türme von St. Petri und St. Jakobi ihre Spitzen gen Himmel — noch!

Still stehen die Häuserreihen da.

Nur hier und da ein verweintes Gesicht, Klagen und Jammern von Törchten, die auch den Betrügn zum Opfer fielen und jetzt in ihre ausgeplünderten Wohnungen zurückgekehrt sind.

Henning sieht seine Wirtin mit trostlosem Gesichtsausdruck wieder vor der Tür stehen, aber was soll er mit ihr reden. Er geht mit der drängenden Menge vorbei.

Als er draußen auf der Wandsbeker Landstraße ist, wendet er sich noch einmal um nach den steigenden Rauchmassen, die sich in gewaltigen Wolken schräg emporkwälzen, nach dem gierigen Flammermeer, das noch immer neuer Deute leckt und lechzt.

Dann wandert er rüstig durch den sonnenhellen Maienitag. — — —

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ist Henning Tiedemann marschiert in diesen Tagen nach dem schrecklichen Unglück Hamburgs, welches die Bewohner des ganzen Weltteils erschüttert und zur Anteilnahme und Hilfe vereinigt hat.

Mit einigen Silbergroichen in der Tasche wanderte Henning, hat dann und wann einen Fuhrmann, ihn mitfahren zu lassen, schlief nachts auf Heuböden und nahm sogar Almosen an, welche man dem Flüchtling aus der armen Hansestadt gern gewährte.

Doch je weiter er gen Norden schritt, desto schwerer litt er unter dem Gedanken, so als Hilfsloser in die Heimat zurückzukehren.

Er begann in jedem Laden anzufragen, ob man nicht einen Gehilsen brauchen könnte. Jede Bedingung wäre ihm recht.

Aber man betrachtete den Wanderer argwöhnisch und verneinte. Bis er schließlich in Ikehoe durch die Feldschmiede schritt und in einen kleinen Hökerladen trat.

„Bin durch den Brand in Hamburg um meine Stellung gekommen“, sagte er zu der ältlichen Frau, die hinter dem Ladentisch stand, „ich wäre mit jedem Gehalt zufrieden —“

„Ach, Sie haben den Brand miterlebt, den schrecklichen Brand?“ fragte die behäbige Alte teilnehmend, „o kommen Sie in die Stube, der Kaffee kocht schon — bitte hier —“

Und bald saß Sennig Tiedemann in der einfachen, aber gemüthlichen Wohnstube und erzählte.

Wiel Gehalt konnte Frau Mohr ihm nicht bieten, in einer Abselte mußte der neue Gehilfe schlafen, aber

Henning nahm dankbar an, mit der stillen Absicht, sich bald nach einer angemessenen Stellung umzusehen.

Doch Henning Tiedemann blieb.

Er bemühte sich, der alten Witwe Eigenarten zu übersehen, war stets höflich und bescheiden und wurde schließlich sogar von ihr verzogen wie ein großer Junge.

Die Gedanken an die Vergangenheit suchte er zu verschuchen. Dann und wann aber zog ein Orgeldreher durch die Feldschmiede, spielte und sang das Lied, welches damals durch Deutschland die Runde machte:

„Hört, ihr Leute, was geschehen
An der blauen Elbe Strand:
Ach, ein Unglück, wie gesehen
Nie so groß das Vaterland;
Nacht jetzt in Europas Zonen,
Lebhaft das Int'resse wach.
Ja, sogar auf Königsthronen
Denkt man diesem Unglück nach.“

In solchen Stunden strichen die Bilder der Vergangenheit quärend an Hennings Geist vorüber. Handels- herr und Besitzer des Freihauses — und die stolzen Kräume wurden in diesem Hökerladen zu Grabe getragen?

Henning nahm sich vor, sich endlich um eine bessere Beschäftigung zu bemühen. Aber er blieb, verkaufte an Kinder Lutschtangen und wog Salz und Zucker ab.

Und die Jahre gingen dahin. — — —

Zwischen grauen Wolken brach dann und wann ein Sonnenstrahl durch, und wenn nun der gelbe Schein auf den welken Blättern und laubleeren Blischen auf den öden Kartoffeläckern und den schmutziggroauen Stoppelfeldern lag, war es, als huschte einen Augenblick ein schmerzlich wehmütiges Lächeln des Abschiednehmens über das Antlitz der Herbstlandschaft.

Im Park des adligen Freihauses raunten und lärmten die Herbstgeister, erzählten vom großen Sterben in der Natur, von dem schnellen, allzuschneellen Verblühen und Welken, erzählten von dem Dahingehen der Menschen, prophezeiten Seenot und Schiffstod, sicherten höhnisch über die törichte Leute, die jetzt schon auf den nächsten Frühling hofften und ihn vielleicht nicht erleben würden.

Fräulein Grethenfraude Wilmsen saß in der Dämmerung und starrte in das Nebelgrau des Parkes hinaus.

Gestern hatte sie Tante Babeth zur letzten Ruhe gebracht. Die alte Dame hatte seit Jahren ihrer Umgebung eigentlich nur zur Last gelebt, aber jetzt, da sie nicht mehr in ihrem geschnitzten Ohrenstuhl hockte, fehlte sie Grethenfraude doch. So groß, so leer, so unheimlich war ihr das weite Haus. Sie fühlte sich so einsam, so allein. Ihr ganzes Dasein erschien ihr so zwecklos.

Was galt es, daß sie hier und da Bedürftigen helfen konnte, daß sie hilflose Kranke besuchte. Seit der brave Moritz Rhode eines Tages über dem Hauptbuch zusammengebrochen und, nachdem die Abrechnung stimmte, mit einem zufriedenen Lächeln erfüllter Pflicht tot aufgefunden worden und man für das Geschäft einen guten Käufer gefunden hatte, saß Fräulein Wilmsen ohne rechten Lebenszweck im Freihaufe. Das Gesicht wurde faltig, und die ersten Silberfäden zogen sich durch das Goldhaar. „Es wird früh Herbst“, sagte sich die Letzte des Hauses Wilmsen.

Und nun war auch Tante Babeth gegangen. Grethenfraude fühlte sich so einsam, so fremd in diesem Hause.

„Es wird wieder Frühling werden“, murmelte sie gedankenvoll vor sich hin, „aber was soll es mir? Andere würden sich dankbarer an dem neuen Spritzen und Grünen, an dem Blühen und Jubilieren der Vögel freuen als ich.“

Und da durchzuckte sie ein Gedanke. Zuerst lächelte sie darüber, nannte sich töricht, aber immer eingehender malte sie sich es aus: alte Leute, denen das Leben nicht genug gegeben hatte, um einen sorglosen Abend zu

feiern, würden in diesen stillen Gemächern träumen, würden langsam durch die schattigen Steige wandeln, die Männer würden mit der Peise über Stadt und Welt flugschnaden und die alten Frauen mit dem Strickstrumpf vor der Haustür sitzen und die Sonnenstrahlen im weißen Haare spielen lassen.

Es war ihr, als sähe sie schon mit goldenen Lettern über der breiten Haustür „Wolsfen-Wilmsen-Stift“ einladend leuchten.

Und Grethenfraude spann ihren Plan weiter.

Sie würde sich ein kleines Gartenhäuschen an der Stadtgrenze bauen lassen, und im Freihause sollten alte Gardbher wohnen. —

Schluß folgt.

22 = Lesefrucht. = 22

Es kommt vieles auf ein richtiges Auffassen der eigenen Individualität an. Wer sich falsch beurteilt, ist in Gefahr, sich selbst zu zerreiben. Herbart.

Aus den Kriegserlebnissen eines Vogesenpfarrers

Bringt die Februar- und Märznummer des „Eis-Rothr. Gustav-Adolf-Boten“ eine ergreifende Schilderung. Sie erzählt von den Erlebnissen der kleinen evangelischen Diasporagemeinde auf dem Elmont. Da lesen wir:

„Wenige Tage noch und unsere Vorpösten werden von der Heeresleitung zurückgezogen — was mit der Gemeinde vorgeht, kann der Pfarrer nur dem allmächtigen Gott anhefahlen, der bei den Einsamen ist und sie trösten kann, „wie einen eine Mutter tröstet“.

Doch da kommen sie schon, die feindseligen Grühe der Granaten. Vom Elmont her fliegen sie in unser Tal, dort oben ist also der Feind. Wenigstens die Augenblicke furchtbarer Spannung und angstvoller Erwartung sind für die Gemeinde vorbei. Was aber wird durchkostet sein, was wird noch folgen in dem kleinen deutschsprachigen Gemeinlein, wie eine Insel im französischen Sprachgebiet? Wie wird es vom Feind behandelt werden? Indessen die Schlacht bei Weißen zieht für einige Tage alle weiteren Erwägungen ab; in ungeheurer Vorwärtsdrängen eilen die braven Bayern durch den Ort, während unter dem Dach mit der flatternden Fahne des roten Kreuzes die seelischen und körperlichen Kräfte des Pfarrers fast Tag und Nacht beschäftigt sind. Unaufhörlich, aber in unheimlicher Nähe, donnern immer noch die schweren Geschütze. „Kampf um den Elmont“, so lösen und die Offiziere das Rätsel, und wenige Stunden später kommt die besonders für das Herz des Diasporageistlichen frohe Botschaft: „Der Elmont ist gestürzt.“ Unglaublich klingt es. Sind doch die Gänge dort so steil und unbewinnbar, daß dem langsam gehenden Wanderer, der zur Erholung oder Dienst am Wort dort aufsteigt, nach wenig Schritten auch im Winter die Stirn tropft und nun — „gestürzt“. Ein Wunder der Tapferkeit — aber wie viel edles Blut wird gestossen sein! „Für uns“, so sagten mir nachher die Gemeindeglieder und alle Leute in den Nachhöfen dort oben, „für uns“ — in besonderer Bedeutung des Wortes — „sind sie gefallen“.

Mit Tränen in den Augen haben sie die ersten der Stürmenden begrüßt, aus ihren Kellern hervortretend, in denen sie acht Tage lang gehaust, ohne Feuer anzumachen zu dürfen, nur von der täglich in aller Hast und Gefahr im Stall geholten Milch lebend. Von fortwährendem Todeschreien erzählen noch ihre Mienen, da es einige Tage später dem Pfarrer endlich gelingt, seine Gemeinde zu sehen. Und da erfährt er das Grausige, das noch jetzt als etwas Unfassbares und doch Geschehenes in den stillen Frieden der Elmont-Kirche hineinragt.

Ja, daß ich's gleich sage, die Gustav-Adolf-Kirche, zu deren Bau 1892 der Kaiser einen namhaften Beitrag gestiftet, ist umhergekehrt, nur von den Stufen, an deren Fuß eine Granate eingeschlagen, sind einige Stücke abgesprungen. Einige Fenster sind durch Infanteriegeschosse durchlöchert, Gefangbücher verschwunden — sonst alles in Ordnung. Aber wie gern möchten wir mehr Schaden beklagen, wenn jenes Schwere ungeschehen gemacht werden könnte, wenn nicht daneben im Friedhof ein großes frisches Grab und gegenüber die schwarzen Mauern eines Hauses, aus dessen geräumiggeschmückten Fenstern einst freundliche Gesichter den Pfarrer begrüßt, Zeugnis ablegen würden von furchtbaren Minuten!

Die Mutter und drei blühende Töchter sind hier mit einer Nachbarin das Opfer einer aus nächster Nähe abgeschossenen französischen Granate geworden, während der Familienvater, ahnungslos bei der Feldarbeit von der Kanonade überrascht, in der Scheune eines Nachbarhauses mit dessen Bewohnern zusammenbauend Schutz suchte.

Auch da erschüttert bald ein furchtbarer Stoß das Haus, die Wohnräume sind ein Schutthaufen; ein zweiter und die Splitter verletzen die Hausfrau schwer — der Nachbar eilt nun mitten im Kugelregen davon, um seine Frau zu Hilfe zu holen — aber jetzt noch bricht ihm die Stimme, wenn er von diesem Nachbar gekommen erzählt, wie er von den Seinen nur noch die entseelten Körper vorgefunden hat.

Wahrlich, ein ernster, aber erlebter Gottesdienst, der die verminderte Gemeinde nach jenem ersten Wiedersehen mit dem Pfarrer im Gotteshaus vereint. Waren doch zu alledem auch drei liebe Familienväter vom Feind hinweggeschleppt, ohne daß sie bis jetzt den Übrigen zurückgegeben wurden.

Auch durch das frohe Weihnachtsfest klang darum der ernste Ton, vor allem in Erinnerung an jene jungen Mädchen, deren Triostimme uns ein Jahr vorher der Weihnacht Freude gepriesen und deren verstümmelte Leiber nun nicht weit von der feiernden Gemeinde ruhen. Immerhin — „das ewige Licht geht da herein“, so sang die Gemeinde, und die zahlreichen Soldaten, die weither von der Grenzwaage gekommen waren durch Regen und Schnee, stimmten zuberstlich ein, und das ewige Licht leuchtete und vertrieb die Dunkelheit, so daß am Schluß Kinder- und Männeraugen beim Empfang der Gaben, mit denen die fürsorgliche Liebe gutherziger Damen uns auch in diesem Jahr wieder den Tisch gedeckt, heller fast leuchteten als der Weihnachtskerzen lichter Schein und die Weihnachtsfreude umging in die Häuser und Hütten und die Waldlager der Krieger!“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Streiflichter aus des Weltkriegs Dunkelkammer,
Von Englands Qual und Frankreichs Notzammer.

I.

Die Berge waren noch mit Schnee bedeckt,
Wenn auch die Sonne schon die Saaten wärmte,
Die ersten Blüten schon den Kopf gereckt,
Und jubelnd mancher Vogel schwärmte.
Bei bitterer Not, in der durch diesen Krieg
Fast jedes Volk auf weiter Erde lebte,
Bog Hoffnung ein, der Wunsch nach Frieden stieg,
Und manches Staatsmanns hartes Herz erbebt.
Der Osterglocken feierlicher Klang
Ertönte über blutdurchtränkte Fluren,
Auf denen trotz der Vögel Friedenssang
Millionen Krieger Haß und Rache schwuren.
Von allen Seiten war das Volk verhebt.
Wie wilde Bestien feisten die Nationen,
Tagtäglich ward das Völkerrecht verletzt,
Nicht Weib noch Kind, nicht Haus und Hof zu schonen,
Die aber, die das Unheil ausgehebt,
Ergitterten vor ihrem schändlichen Werke,
Denn wenn der Pöbel erst mal Blut geleckt,
Geht ihm die Ahnung auf von seiner Stärke.

II.

Auf weichem Pflüke wälzte sich Sir Greh,
Der Schlaf floh schon seit langem seine Nächte,
Und der geopferten Millionen Weh
Macht ihn zum Spielball aller bösen Mächte.
Im wüsten Traum stand er vor Gottes Thron,
Zu der erbetenen Audienz empfangen —
So künde mir, allmächtiger Erdensohn:
Was ist dein Wunsch und was ist dein Verlangen?
Und er begann dieselbe Litanei,
Die er den Briten oft schon vorgesprochen:
Von Preußens mächtiger Militärpartei
Und ihrem Ziel, die Welt zu unterjochen.
Wie Kaiser Wilhelm ihm den Plan zerstückt,
Dem Meinungsstreit in Frieden beizukommen,
Neutrales Land, das niemals sich gewehrt,
Dem Völkerrecht zuwider eingenommen.
Selbst Gottes Heiligkeit ward nicht verschont,

Aus reiner Luft am Norden und am Südpol —
 So hilf uns, Herr, der Unschuld stets befohnt,
 Befreie unsere Freunde von den Sündern!
 Der Herr erwidert: Was du mir vertraut,
 Genügt vielleicht, um Kinder zu betören,
 Mich, der den Menschen in die Seele schaut,
 Verdrießt es, solchen Speech von dir zu hören.
 Mein lieber Sohn, befolge meinen Rat,
 Tu, was dir frommt — laß andre auch gewähren,
 Denn immer bleibt der Fluch der bösen Tat,
 Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.
 Als ich dem Erdball Leben eingehaucht,
 Und alles wärmte durch der Sonne Strahlen,
 Um Mensch und Tier und jede Pflanze braucht,
 Um seiner Existenz Tribut zu zahlen,
 Umgab ich Land und Berge mit dem Meer,
 Daß ich gespeist aus aller Länder Quellen,
 Das Tausende von Jahren hin und her
 Gefütet, ohne jemals zu zerschellen.
 So wenig du gelenkt der Sonne Bahn,
 So wenig aus dem Gletscher Blumen sprießen,
 So wenig ist das Meer dir untertan,
 In das die Flüsse all ihr Raß ergießen.
 Ich setzte jedes Volk an seinen Platz,
 Gab ihm Verstand, das Höchste zu erstreben,
 Gab in der Erde ihm so manchen Schatz,
 Im Schweiße seines Angesichts zu heben. —
 Dein Volk allein will aller Arbeit Lohn
 In seines Vollsacks tiefen Falten bergen,
 Verlangt, daß jede andere Nation
 Erzittere vor eurer Allmacht Schergen.
 Ihr heßt zum Kriege, wer euch unbequem,
 Versteht als Meister, andre zu verführen,
 Und laßt sie dann — so lang es euch genehm —
 Die beste Kraft und Gut und Blut verlieren.
 Und wenn ihr euch dann endlich satt getrunken
 Im Blute eurer Vettern, eurer Brüder,
 Wenn viele tausend in den Staub gesunken,
 Auf Lebenszeit beraubt der graden Glieder,
 Wenn ihr zerstört, was euer Gott geschaffen,
 Dem ihr die Treue bracht, die ihm gebührt —
 Nehmt ihr die letzten eurer Mordwaffen
 Und bohrt sie dem ins Herz, den ihr verführt!
 Ihr Greh erwacht in kaltem Schweiß
 Und schellt, mit Aspirin sich zu kurieren,
 Da sagt man —, daß auf Erzengel Geheiß,
 Die deutschen Mittel nicht mehr einzuführen.
 Verzweifelt schüttelt er den harten Kopf,
 Schaut an die Dede und erwägt mit Bangen:
 Ich fürchte sehr, ich war ein arger Tropf,
 Als ich den Krieg mit Deutschland angefangen.
 Wie wird der Winter unsres Mißvergnügens
 Glorreicher Sommer, wie ich's auch betreibe,
 Mir scheint, daß ich — als Meister des Betrugs —
 Mir selbst die Schlinge legt am eignen Leibel

III.

Im Elysée studieret Poincaré,
 Von Angst gequält, die letzten Kriegsberichte —
 Da plötzlich fuhr er schauernd in die Höh,
 Ein deutscher Flieger kam ihm zu Gesichte.
 Ich hatte doch so schön mit's ausgemalt,
 Mit meinem Freunde Nikolaus im Wunde,
 Daß diesmal Wilhelm uns die Bede zahlt,
 Beschlossen war's —, wir richten ihn zugrunde,
 Und wenn als Sieger ich dann heimgekehrt
 Mit Elsaß, das so lange wir betrauert —
 Wär' sicher wie ein Kaiser ich geehrt,
 Wer weiß, was in der Betten Schoß noch lauert.
 Und als nun gar der Brite uns versprach,
 Mit aller Kraft uns beiden beizuspringen,
 Da war's gewiß — lag Deutschlands Flotte brach —
 So mußte uns der schlaue Streich gelingen!
 Doch Preußen, das der große Frik gelehrt,
 Sich aus dem stärksten Ring herauszuschlagen,
 Kam frech ins Land und führt sein wichtig Schwert,
 Genau wie damals zu des Kaisers Tagen.
 Bis heute ziehen zwar die Lügen noch,
 Die ich dem blöden Volke aufgebunden,

Doch unsrer Rüstung allzu großes Loch
 Kann das Débauch nicht mehr lange stunden.
 Wenn dann die Siebzehnjährigen erst tot,
 Das halbe Frankreich schon zugrund gerichtet,
 Erschaut das Volk mit Schrecken seine Not,
 Und meine stolzen Träume sind vernichtet.
 Mich dauert eins: Daß alle sich betrogen,
 Die durch der Briten tückisch Spiel verblendet,
 Und leichten Sinns zum Fischfang ausgezogen,
 Bei leerem Net viel kostbar Blut verschwendet.
 Daß ich das Volk um all sein Geld gebracht,
 Wird mir mein armes Frankreich nie vergeben —,
 Vorbei mein Traum von königlicher Macht,
 Von Frankreichs Ruhm und seinem Großmacht-Streben.
 Der Mann, der ihm so tiefe Wunden schlug,
 Wird niemals wieder die Regierung leiten,
 Herrsch' ich auch heute noch durch Lug und Trug —,
 Das beste wär's, ich drücke mich bei Zeiten!
 Und er diktiert des letzten Tags Bericht:
 „Zwei Schützengräben sind in unsern Händen“,
 Dann wischt er sich den Schweiß vom Angesicht —,
 Morri Dieu, mon Dieu, wie soll das alles enden?
 10./4. 1915. Moriz Bacher.

Granatenblindheit. Mit einer der merkwürdigsten in diesem Kriege zutage getretenen Verletzung, mit der durch die Explosion einer Granate hervorgerufenen vorübergehenden Blindheit, beschäftigt sich ein Mitarbeiter der englischen medizinischen Zeitschrift „Lancet“. Verschiedene Leute des englischen Heeres sind nach großen Anstrengungen durch die Explosion einer Granate in ihrer unmittelbaren Nähe geradezu gelähmt worden. Diese Erscheinung wurde nicht durch eine direkte Verletzung, sondern nur durch die von der Granate hervorgerufene Erschütterung bedingt. Das Bewußtsein wird für einige Zeit dabei verloren, aber oft nicht in dem Maße, daß automatische Bewegungen ausgeschlossen sind, so daß die Soldaten im betäubten Zustande zu einer Sanitätsstation taumeln. Dabei ist das geistige Gleichgewicht stark gestört, die Erinnerung an die eben erlebten Vorgänge verschwunden. Das merkwürdigste aber ist, daß diese Kranken plötzlich erblinden zu sein scheinen, ein Vorgang, der bisweilen mit Taubheit und dem Verlust von Geruch und Geschmack verbunden ist. Die Augen tränen sehr, und die Lider sind fest geschlossen gehalten. Nach dem Verlauf einer Woche oder zwei lassen sich die Lider leichter öffnen, und es wird dann sehr oft festgestellt, daß die Augen ganz normal sind. In dieser Zeit ist auch schon wieder ein Teil des Gesichtsinnes zurückgekehrt, und Licht kann von Dunkelheit unterschieden werden. Der Kranke tastet sich weiter und scheint merkwürdigerweise nicht über Dinge zu stolpern, die ihm im Wege liegen. Doch ist sein Gesichtsfeld noch sehr beschränkt. Nicht selten erfolgt dann langsam eine vollständige Wiederherstellung. Am schwersten ist das rechte Auge zu heilen, das man zum Schießen braucht, und einige Patienten erklärten, daß sie sich in einem „blauen Rauch“ zu befinden glauben. Der Mitarbeiter des „Lancet“ ist der Ansicht, daß diese zeitweilige Blindheit wie überhaupt der ganze Zustand von Geistesabwesenheit auf eine „Verletzung des Bewußtseins“ zurückzuführen ist, so daß dieses plötzlich aussetzt und „das Unterbewußtsein überwiegt“. Das Problem ist ein psychologisches und verlangt noch genauere Untersuchung.

Die Kriegsortchidee. Auf der Blumenschau in der Horticultural Hall zu London, die alljährlich stattfindet, erregte diesmal besonderes Aufsehen eine reichhaltige Orchideensammlung, die ein berühmter englischer Orchideenzüchter J. Gurney Fowler ausstellte. Die feststehenden Blumen nahmen die ganze eine Seite der großen Halle ein und boten einen unvergleichlichen Anblick durch die Eigenart ihrer Formen und die Schönheit ihrer Farben. Fowler erhielt dafür die Goldene Medaille, die von der Ausstellung verliehen wird. Das meiste Aufsehen unter all den kostbaren und seltenen Orchideen erregte aber eine neue Züchtung, der Fowler den Namen Odontoglossum Mars gegeben hat. Diese Kriegsortchidee, die die Orchideensammler und Kenner stets an das Jahr 1915 erinnern soll, zeigt ein großes Büschel braunrötlicher Blüten, die „wie getrocknete Blutstropfen“ aussehen. Diese düstere Farbe und der unheimliche, fast graufige Charakter der neuen Orchidee veranlaßten den Züchter, sie nach Mars zu benennen.